## HOCHSTER GESCHICHTSHEFTE

Rudolf Schäfer

Johann Kaspar Riesbeck der »reisende Franzose« aus Höchst

1962

Verein für Geschichte und Altertumskunde e. V.

Frankfurt a. M.-Höchst gegrü

gegründet 1894

#### Der neuen Reihe "Höchster Geschichtshefte" zum Geleit

Der 1894 gegründete Verein für Geschichte und Altertumskunde Ffm.-Höchst e. V. gab schon früher Publikationen heraus. Sie kamen aber nur unregelmäßig — meist zu besonderen Anlässen — und trugen keine einheitliche Bezeichnung; auch ihr Format und ihre Aufmachung wechselten von Fall zu Fall.

Ab Herbst 1962 erscheinen nunmehr die Höchster Geschichtsheftet, zwar noch in zwangloser Folge, aber in gleichbleibender Form und mit fortlaufender Numerierung. Je ein Exemplar geht kostenlos allen Mitgliedern des Vereins und einer Auswahl von Behörden, Museen, Bibliotheken und Instituten zu. Weitere Exemplare können zum Preis von DM 1,80 durch die Buchhandlungen in Frankfurt a. M.-Höchst oder unmittelbar vom Verein bezogen werden. Da nur eine beschränkte Auflage für den Verkauf zur Verfügung steht, bitten wir, Bestellungen sofort nach Erscheinen jeder Nummer vorzunehmen. Eine Besprechung in den Höchster Tageszeitungen wird darauf aufmerksam machen.

Als Heft 2 folgt in Kürze eine Künstlermonographie Richard Biringers von Heinz Knoth.

Wir hoffen, daß die >Höchster Geschichtshefte<, die Fragen unsrer Heimatgeschichte behandeln, bei allen Mitgliedern und Freunden wie auch bei den interessierten wissenschaftlichen Stellen einen guten Anklang finden werden.

Heinrich Pleines

1. Vorsitzender

Wer Goethes so aufschlußreiches und menschlich ansprechendes Tagebuch der → Italiänischen Reise∢, das er für Frau von Stein schrieb, liest, wird nach wenigen Seiten auf seine Münchner Eintragung vom 6. September 1786 stoßen¹. Hierin steht folgender kleiner Abschnitt: »Morgen geht es grad nach Inspruck! Ich lasse Salzburg, wovon ich dir sogerne erzählt hätte, um den reisenden Franzosen auszustechen, das Zillerthal mit seinen Turmalinen, die Bergwercke von Schwaz, die Salinen von Hall! Was laß ich nicht alles liegen? um den Einen Gedanken auszuführen, der fast schon zu alt in meiner Seele geworden ist.«

Ist der Leser nicht gerade ein ausgezeichneter Kenner der deutschen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, speziell der Reiseschilderungen dieser so reiselustigen Zeit², so wird er das Bedauern Goethes, keine Schilderung von Salzburg geben zu können, sicherlich teilen, wird aber keine Vorstellung davon haben, welchen »reisenden Franzosen« es ihn auszustechen gelüstete. Und doch verbirgt sich unter dieser Bezeichnung eine ganz bestimmte, Goethe wohlbekannte Persönlichkeit, deren Werk >Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland an seinen Bruder zu Paris«, 1783 in erster, 1784 in zweiter Auflage erschienen, derartiges Aufsehen erregte, daß sein zunächst unbekannter Verfasser als »reisender Franzose« allen geistig interessierten Kreisen des deutschen Sprachraums zu Begriff wurde³.

Es ist der am 21. Januar 1754 in Höchst am Main als Sohn des Webers Melchior Riesbeck getaufte Johann Kaspar Riesbeck<sup>4</sup>, der bereits zu der Zeit, da Goethe seiner im Tagebuch gedachte, nicht mehr unter den Lebenden weilte, da er am 8. Februar 1786 in Aarau/Schweiz verstorben war. Zweiunddreißig Lebensjahre waren Riesbeck nur vergönnt, aber was hat dieser junge, aus der Enge des kurmainzischen Städtchens Höchst ausgebrochene Mann daraus gemacht — und was hätte er noch vollbringen können, wäre ihm ein längeres Leben beschieden gewesen, Jahre des Reifens, der Klärung, der Konzentration seiner vielfältigen Talente und Kräfte auf größere Aufgaben. So war sein Lebenslauf gekennzeichnet von leidenschaftlicher, ja gieriger Anteilnahme an den Strömungen und Bestrebungen der gärungsvollen Zeit zwischen 1770 und 1786, die ihn mit allen bedeutenden Kreisen politischer, gesellschaftlicher und geistiger Erneuerung zusammenführte oder wenigstens in Berührung brachte. Eine Haupt-Rolle spielte er nicht, aber er spielte die ihm jeweils zugefallene Rolle gut. Als sogenanntes «Kraftgenie«, als Stürmer und Dränger, als aufgeklärter Anhänger Rousseaus und Voltaires wie

als Josephinist hielt er sich nicht — darin ganz Kind seiner Zeit — frei von Übertreibungen und Fehlurteilen, war aber bei aller publizistischen Schärfe und bei allen temperamentvollen Äußerungen im Grunde ein liebenswürdiger und empfindsamer Mensch.

Wenn ich hier seinen Lebensweg nachzuzeichnen versuche, bediene ich mich weitgehend seines Freundes Johann Pezzl als Mentor. Dieser, als Verfasser der Skizzen von Wiens bekannt geworden, hat seinem Freunde in dessen Todesjahr 1786 ein in Kempten gedrucktes Biographisches Denkmals gesetzt, dessen Ausführungen ich durch eigene Forschungsergebnisse ergänze und erweitere.

Riesbecks Geburtsjahr weiß Pezzl nicht genau anzugeben. Bei seiner Angabe 1749 oder 1750 stützt er sich auf eine Jugenderinnerung seines Freundes, der ihm erzählte, er habe mit vielen anderen Leuten von den Dächern von Höchst aus der Bataille zugesehen, »welche am 14. April 1759 zwischen den Franzosen und Hannoveranern bei dem Dorfe Bergen nahe an Frankfurt vorfiel . . . und wie alle halbe Stunden ein Kurier durch Höchst sprengte, um dem Kurfürsten von Maynz Rapport zu bringen«<sup>5</sup>.

Der Schluß Pezzls aus der Erzählung Riesbecks, dieser müsse damals also acht bis neun Jahre alt gewesen sein, ist falsch, ohne daß wir aber Riesbecks Erinnerungsvermögen anzweifeln wollen, wenn auch Details, später von Älteren berichtet, sich zu eigenen Erinnerungen geschlagen haben mögen.

Der Vater Riesbecks, Melchior Riesbeck, war aus Salmünster nach dem damals etwa 700 Einwohner zählenden Höchst gezogen. Er war Weber von Beruf und hatte am 9. 2. 1739 Maria Katharina Schindling, ein Mädchen aus alter Höchster Familie geheiratet<sup>6</sup>. Johann Kaspar erblickte als siebtes von acht Kindern 1754 das Licht der Welt, von denen aber alle, außer ihm und seiner 1751 geborenen Schwester Maria Anna im Kindesalter starben. Vater Riesbeck hatte es durch Fleiß zu einer kleinen Manufaktur gebracht, die besonders leinene Schnupftücher fabrizierte und ausführte. Als der Vater in dem Jahre, da man ihn zum Bürgermeister vorgeschlagen hatte, am 14. Mai 1761, im Alter von fünfundfünfzig Jahren gestorben war — sein Grabstein ist durch einen glücklichen Zufall zum größten Teil erhalten —, heiratete seine Witwe bereits drei Wochen danach den Weber Matthäus Mühlfelder, um die Versorgung dreier unmündiger Kinder und die Fortführung der Weberei zu sichern. Die Tatsache, daß Johann Kaspar auf seinen Reisen nach 1770 öfters auswärtige >Korrespondenten« seines Stief-Vaters finanziell in Anspruch nahm und lange von seiner Schwester Maria Anna aus dem väterlichen Erbe versorgt wurde, deutet darauf hin, daß man es im Hause Riesbeck-Mühlfelder zu einigem Wohlstand gebracht hatte.

Der kleine Johann Kaspar hat sicher die unter Leitung der Höchster Antoniter stehende, der Justinuskirche westlich angebaute Schule besucht<sup>7</sup>. Die Schulaufsicht führte ein weltlicher Rektor, in der Schulzeit Riesbecks hatte dieses Amt des »Ludirectors« Johann Peter Sandlus inne. Johann Kaspar, der sich als aufgeweckt und über den Durchschnitt begabt erwies, sollte Priester werden. Er fühlte sich aber nicht dazu berufen und entschloß sich, Jura zu studieren. Etwa im Jahre 1770

wird er die Universität Mainz bezogen haben, ist aber bereits im Frühjahr 1768 als »grammaticus studiosus« in Mainz nachweisbar. Er kam damit in ein Milieu der katholischen Aufklärung, deren Beginn in Mainz bereits seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts feststellbar ist und die für Riesbecks geistige Entwicklung bestimmend wurde. In der Juristischen Fakultät wurden hauptsächlich folgende Wissenschaften gelehrt: Historia iuris, Antiquitates romani et germanici, Historia Imperii, Ius publicum Imperii, Ius publicum ecclesiae, Ius germanicum privatum, Ius Canonicum, Institutiones, Digesta, Ius criminale, Ius feudale, Ius cambiale, militare, forestale, Processus communis, Processus Imperii, Ius naturae, Ius publicum universale, Ius gentium, Diplomatik, Statistik und Genealogie. Professoren der Rechtswissenschaft waren damals Johann Georg Schlör (1757 bis 1783) und Johann Baptist von Horix (1755-1789), der spätere Rektor der Universität (1777—1789). Horix war Barthelianer, das heißt Anhänger des Würzburger Kirchenrechtlers Johann Kaspar Barthel (1697—1771), der die Rechte der deutschen Fürstbischöfe der römischen Kurie gegenüber vertrat und ihnen die Befugnis der Aufhebung der Klöster, eine kirchliche Vorwegnahme der späteren staatlichen Säkularisation also, zusprach. Ergebnis dieser Bestrebungen war zum Beispiel die von Kurfürst Emmerich Josef im Jahre 1773 verfügte Aufhebung des Jesuitenordens. Dieser Kampf gegen den Jesuitenorden weitete sich aus zum Kampf gegen das Mönchswesen im ganzen, ja selbst gegen jede kirchliche Kultur. Es waren sehr einflußreiche kirchliche und weltliche Persönlichkeiten, die diesen radikalen Tendenzen folgten, so der Minister Graf Stadion, Voltairianer und Gönner Wielands. Bezeichnend für die aufklärerischen Tendenzen in Mainz ist die Tatsache, daß junge Theologen zur akatholischen Universität Göttingen geschickt wurden, um dort bei den Professoren Christian Gottlieb Heyne und Johann David Michaelis zu studieren. Diese religiöse, geistige und politische Richtung prägte den jungen Studiosus iuris: von dem Horix-Schüler, Barthelianer und Anhänger Wielands führt der Weg konsequent weiter zu dem Josephisten und Fortsetzer der ›Briefe über das Mönchswesen von einem katholischen Pfarrer an seinen Freund« des Georg Michael de la Roche, über die noch zu reden sein wird.

Kurze Zeit studierte Riesbeck auch in Gießen. Magister Friedrich Christian Laukhard, der etwa zwei Jahre später Student in Gießen war, hat uns in seinem Lebens- und Schicksalsbericht<sup>8</sup> eine so realistische Beschreibung dieser Stadt, des Universitäts- und studentischen Betriebs hinterlassen, daß man es sich bei allem Temperament und aller Lebenslust unseres Höchsters vorstellen kann, daß er es dort nicht lange aushielt, besonders da er sicher auch bei dem Rechtsgelehrten Koch hörte, der von Laukhard als »fürchterlich stolz, gebieterisch und grob gegen die Studenten« geschildert wird. Riesbeck war lernbegierig und benutzte seine Ferien dazu, in ausgedehnten Reisen die politischen und ökonomischen Verhältnisse der deutschen Länder kennenzulernen.

Wann Riesbeck die persönliche Bekanntschaft des fast fünf Jahre älteren Goethe gemacht hat, ist an keiner Stelle überliefert, und doch dürfen wir annehmen, daß eine solche in den Jahren 1771 bis 1775, in der Zeit also nach Goethes Rückkehr

von Straßburg und vor seiner Berufung nach Weimar, stattfand. Der Möglichkeiten eines zufälligen oder herbeigeführten Zusammentreffens sind viele: Frankfurt, Höchst. Darmstadt, Mainz, Straßburg, Wetzlar, Ehrenbreitstein.

Goethe war, wie wir wissen, des öfteren in Höchst und besuchte gern das Gasthaus >Zum Karpfen<, wo er sich an dem bunten Treiben der Fahrgäste der Marktschiffe, die hier Mittagsrast hielten, ergötzte<sup>9</sup>. Befreundet war Goethe mit dem von 1769—1779 als Modellmeister in der Höchster Porzellanmanufaktur wirkenden Johann Peter Melchior, bei dessen Söhnchen Goethe am 2. 12. 1776 Taufpate wurde<sup>10</sup>. Eine Begegnung Riesbecks mit Goethe hier oder im Hirschgraben, vielleicht mit Melchior zusammen, der 1774 Goethes Eltern und Goethe selbst für Porzellanmedaillons porträtierte, liegt durchaus im Bereiche der Möglichkeit. Auch für die anderen genannten Orte gibt es Anhaltspunkte, die ein Treffen beider nicht ausschließen. Feststeht jedenfalls, daß sie sich kennenlernten, wie Johann Pezzl ausdrücklich betont. Als weitere persönliche Bekannte Riesbecks nennt Pezzl noch Friedrich Maximilian von Klinger, Jakob Michael Reinhold Lenz und Heinrich Leopold Wagner<sup>11</sup>.

Es ist bei diesem Freundeskreis natürlich, daß auch der noch nicht zwanzigjährige Riesbeck in den Kreis der Nachahmer geriet, von denen Pezzl 1786 als von »borstigen, ungekämmten, kraftgefühlvollen Kalibanen« spricht, »welche die eisernen Fesseln der Regeln zermalmten, bloß mit der Materie Natur buhlten, und im Rausch der wildesten Gährung . . . Mißgeburten zeugten«, worunter er auch den >Götz∢ zählt¹². Bei aller späteren Abwendung von der >Geniezeit∢ urteilt Riesbeck 1783 in den Briefen eines reisenden Franzosen nicht so schaff. Immer unter der Fiktion eines reisenden Franzosen schreibt er: »Da trat vor einigen Jahren ein gewisser Göthe, den du ohne Zweifel nun aus einigen Übersetzungen kennst, mit einem Stük auf, das seine sehr große Schönheiten hat, aber im Ganzen das abentheuerlichste ist, das je in der Theaterwelt erschienen. Ich brauche dir weiter nichts zu sagen, um dir einen Begrif davon zu geben, als daß der Bauernkrieg, unter Kaiser Maximilian, mit brennenden Dörfern, Zigeunerbanden und Mordbrennern mit den Fakeln in der Hand auf die anschaulichste Art vorgestellt wird. Es heißt Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, und hat verschiedenen Versuchen ungeachtet, zum großen Leidwesen des deutschen Publikums noch nicht auf das Theater gebracht werden können, weil die häufigen Veränderungen der Scenen, die erstaunlich vielen Maschinen und Dekorationen zu viel Aufwand erfordern, und zwischen den Auftritten gar zu lange Pausen verursachen. Göthe ist wirklich ein Genie«<sup>13</sup>. Unbarmherzig geht Riesbeck aber mit den Nachahmern ins Gericht: »Nun drängte sich ein unzähliger Schwarm von Nachahmern um den Mann. Sein Götz von Berlichingen war ein magischer Stab, womit er einige hundert Genies auf einen Schlag aus dem Nichts hervorrief. Stumpf gegen die wahren Schönheiten des Originals suchten die Nachahmer ihre Größe darin, die Ausschweifungen desselben treulich zu kopiren«14. Und hier spricht er sich, der nach seinem Biographen »einige Zeit in Frankfurt, Hanau, Darmstadt etc. etc.« herumschwärmte, »Balladen, Mord- und Gespenster-Geschichten« schrieb und

»Geniewesen« trieb, selbst das Urteil. Da keines seiner Werke dieser Zeit auf uns gekommen ist, wird er auch für sich selbst die Konsequenzen aus seinem späteren Urteil gezogen haben, indem er seine dichterischen Werke, ob gedruckt oder ungedruckt, vernichtete, zumal er sich bald aus der Zügellosigkeit zur Ordnung rief und den Versuch unternahm, nach seinem Studium 1774 in Mainz in Dienst zu treten.

In dem kurmainzischen Konferenzminister Karl Friedrich Willibald Groschlag von Dieburg († 25. 5. 1799) und dem seit 1773 kurmainzischen Kanzler Anselm Franz Freiherr von Benzel-Sternau — der ab 1782 Kurator der Universitäten Mainz und Erfurt war — besaß Riesbeck zwei mächtige Protektoren, die ihn gewiß an einer höheren Verwaltungsstelle des Kurfürstentums untergebracht hätten, und er hätte, dank vielfacher Talente, seinen Weg gemacht, ohne auf seine schriftstellerischen Neigungen verzichten zu müssen, gleich jenem Gesinnungsgenossen, der wie er ein glühender Verehrer Wielands war, Johann Jakob Wilhelm Heinse, der Verfasser des Ardhingellog, der es in Mainz zum erzbischöflichen Vorleser, Bibliothekar und Hofrat brachte. Ganz aufschlußreich dürfte es sein, hier ein Urteil Riesbecks über Christoph Martin Wieland wiederzugeben, weil wir seinem Einfluß auf Riesbeck immer wieder begegnen und wir mit der Lektüre dieser Würdigung einen Eindruck des Riesbeckschen Stils und Urteilsvermögens gewinnen. Im

»Die vortrefliche Bildung des Herzogs ist ein Werk des berühmten Wielands, den romantischen Zug seines Karakters ausgenommen, den er Herrn Göthe größtenteils zu verdanken hat. Wieland ist ohne Widerrede der beste Kopf unter den Schriftstellern Deutschlands. Keiner verbindet so viel Studium mit so viel Genie als er, den einzigen Leßing ausgenommen. Er hat nicht nur sein literarisches Augenmaaß durch anhaltendes und durchdringendes Anschauen der Schönheiten des Alterthums geübt und fixiert, sondern umfaßt auch die ganze Literatur der Franzosen, Italiäner und Engländer. Seine Werke sind keine Rapsodien im Geschmack der neuern deutschen Dichterlinge, sondern haben das wahre Gepräge der Kunst. Auch die flüchtigen Produkte seiner frohen und launigten Augenblicke verrathen eine Meisterhand, die im Zeichnen geübt ist, und ihren gewissen Pinselstrich hat. Man sagt von den großen Mahlern, daß man sie sogar in den Zügen erkennt, die sie mit dem Abwischen ihrer Pinsel machen. Wieland ist einer von den wenigen deutschen Schriftstellern, welche die Nachwelt unter die klaßischen setzen wird, nachdem die Schriften der meisten andern zum Düngen der Felder werden verbraucht seyn. Man macht ihm den Vorwurf, er wiederhohle sich zu oft. Ich meines Theils hab in seinen Schriften wenig eigentliche Wiederhohlungen bemerkt, wohl aber, daß er, wie alle großen Schriftsteller, seine Lieblingsideen hat, die er immerfort dreht und wendet, um sie den Lesern auf allen Seiten und in jedem Licht zu zeigen. Ich wüßte nichts an ihm zu tadeln, als daß er sein Studium zu wenig versteckt, seine ungeheure Lektüre zu viel auskramt, und manchmal vergißt, daß seine Leser in gewisse Vorstellungen nicht so verliebt seyn mögen, als er; und dann noch, daß er ehedem, als er noch nicht Hofrath und

Prinzenhofmeister war, wahrscheinlicherweise manchmal schreiben mußte. Seine Epoche ist nun vorüber. Sein ungemeiner Scharfsinn, und seine unbeschreibliche Thätigkeit, alle Vortheile, welche die Umstände seinem Beutel darbiethen, so viel als möglich zu benutzen, brachten ihn auf den Einfall, ein Journal in die Abschnitte seines großen Ruhms zu emballiren, um im Alter seinen literarischen Handel nicht ganz aufgeben zu müssen. Keiner der deutschen Schriftsteller kennt sein Publikum so gut als Wieland. Er ist unerschöpflich in Erfindungen, seinem Merkur, der immer noch so viel werth ist als der unsrige, durch abwechselnde Kleinigkeiten den Abgang zu erhalten. Bald klebt er, wie die holländischen Tobakshändler auf ihre Päkchen, ein Bildchen auf die Emballage, bald verspricht er, in folgenden Bänden Schlüssel zu Dingen in den vorhergegangenen zu liefern, und giebt dann dem Publikum, anstatt des Schlüssels, eine Rassel oder ein Pfeifchen, womit die Kinder zu spielen pflegen, in die Hand; bald dehnt er ein Stük durch einen ganzen Jahrgang aus, bald füllt er ganze Bände auf einmal damit an. Räthsel, Zeitungen, Anekdoten, Zänkereyen anderer Schriftsteller, kurz alles mögliche nahm er zu Hülfe, um seiner Waare immer den Anstrich von Neuheit zu geben, und das Publikum zu - amusiren. In Deutschland kann man es einem großen Mann weniger übel nehmen, wenn er zu all den schriftstellerischen und buchhändlerischen Pfiffen und Kniffen seine Zuflucht nimmt, als in anderen Ländern: denn der größte Mann könnte da aus Hunger sterben, wenn er nicht die Industrie aufs äußerste treibt.«15.

Als Riesbeck diese kritische Würdigung Wielands schrieb, hatte er selbst gerade mit allen »Pfiffen und Kniffen« eine Zeitung gemacht und begann seinen letzten dreijährigen Existenzkampf, der auch seiner »Industrie« im tiefsten und weitesten Sinne alles abverlangte.

Wir sind um neun Jahre vorausgeeilt, kehren wir zurück zum Jahre 1774, in dem Riesbeck sich um eine Anstellung in Mainz bemühte. Seine Bemühungen führten nicht zu dem gewünschten Erfolg. Pezzl schreibt den Mißerfolg dem am 11. Juni 1774 erfolgten Ableben des Kurfürsten Emmerich Josef von Breidbach-Bürresheim und dem Amtsantritt des Kurfürsten Friedrich Carl Josef von Erthal zu. Wohl zu Recht, da auf einen aufgeklärten Kurfürsten ein wenigstens zunächst strengerer Herr folgte, wodurch gerade in der Zeit, da Riesbeck der Protektion bedurfte, seine hohen Gönner am Mainzer Hof, wie Pezzl schreibt, »außer Aktivität gesetzt worden« seien. Bei einiger Geduld und einigem Geschick hätte Riesbeck aber doch nach kurzer Frist sein Ziel erreichen können, wenn er sich nicht durch eine Unbesonnenheit unmöglich gemacht hätte. Auf einem Ball zu Karneval 1775 in Mainz hatte er ein hübsches Frauenzimmer bei sich und glaubte, ein Domherr habe ihr schöne Augen gemacht. Dies, schreibt Pezzl, »gab zu einer Scene Anlaß, in der Risbecks Temperamentshitze und Eifersucht bis zu derben Thätlichkeiten gegen den Domherrn ausbrach. Dieser Auftritt brachte Risbecken in eine unangenehme Lage, und zwang ihn, Maynz zu verlassen.«

Er verließ die Heimat<sup>16</sup> so rasch, daß fast an eine Ausweisung aus dem Kurfürstentum oder an eine Flucht aus Angst vor Inhaftierung zu denken ist. Über Nürnberg

und Regensburg kam er nach Wien und nahm dort mit Landsleuten Kontakt auf. Zwar nennt unser Gewährsmann Pezzl keine Namen, man wird aber wohl in der Annahme nicht fehl gehen, daß sich unter diesen der kurtrierische Regierungskanzler Georg Michael de la Roche befand, an dessen gastfreier Tafel in Thal bei Ehrenbreitstein Riesbeck vielleicht zwischen 1771 und 1774 teilnahm. Wir deuteten bereits an, daß auch hier Goethe und Riesbeck sich möglicherweise kennenlernten, da Goethe 1772 und 1774 La Roches Gast war. Jedenfalls weilte Georg Michael de la Roche 1775 in amtlicher Mission in Wien und 1775 setzte Riesbeck die Briefe über das Mönchswesens, die de la Roche schon viel Ärger gemacht hatten und noch mehr machen sollten, fort. Wahrscheinlich lernte Riesbeck in Wien auch den Berliner Aufklärer Friedrich Nicolai, vielleicht auch durch de la Roche den vertrauten Ratgeber Josephs II., den satirischen Schriftsteller Heinrich Gottfried von Bretschneider, kennen.

Wenn Riesbeck sich in Wien mit Hilfe solcher einflußreicher Persönlichkeiten ernsthaft um eine Stellung bemüht hätte, so wäre ihm der Erfolg sicher nicht versagt geblieben, wahrscheinlich aber zeigte er nicht viel Neigung, mit einundzwanzig Jahren schon beamtet zu werden; noch war das Künstlerblut zu stark in ihm. So ergriff er denn eines Tages die Gelegenheit, um unter Direktor Moll Schauspieler des Theaters am Kärntnertor zu werden. "Er spielte in Komödien, Tragödien, und Pantomimen: seine Rollen waren Könige, Prinzen, Minister, Liebhaber", schreibt Pezzl und fügt hinzu, Riesbeck sei sicher, besonders im komischen Fach, kein schlechter Schauspieler gewesen<sup>17</sup>. Er schrieb auch einiges für die Bühne und bearbeitete englische Stücke und französische Singspiele.

Zwei Jahre nur hielt es Riesbeck in Wien, eine Zeit, zu kurz, um zu einer gesellschaftlichen Stellung, zu Ruhm oder Ansehen zu gelangen, aber lang genug, um als ausgezeichneter Beobachter in das Wiener Milieu dieser Jahre einzudringen. Die Schilderung der Hauptstadt des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation nimmt denn auch einen breiten Raum in seinen >Briefen eines reisenden Franzosenc ein: der 19. bis 37. Brief — insgesamt 73 Briefe zählt das Werk — oder 215 Seiten sind dieser Stadt gewidmet. Selbstverständlich steht er ganz auf der Seite Josephs II., er findet aber auch Worte der Achtung für die Kaiserin Maria Theresia, von der er bei aller kritischen Einstellung schreibt: »Mit Bewußtsein hat diese große Fürstin nie unrecht gehandelt.«

Im Frühjahr 1777 ging Riesbeck mit einem Schauspielerkollegen aus Hamburg — er nannte sich Starke, hieß aber anders — nach Prag. Da sie dort aber kein zufriedenstellendes Engagement bekamen, reisten sie einige Wochen darauf nach Linz. Während Starke wieder nach Niederösterreich ging, blieb Riesbeck ein halbes Jahr in Linz und »privatisierte«, das heißt, er lebte von dem Geld, das ihm seine Schwester aus Höchst schickte. Dann packte ihn im Herbst 1777 die Sehnsucht aller Deutschen nach dem Süden. Er machte sich auf den Weg nach Italien, kam im Dezember in Salzburg an und blieb hier hängen. »Die schöne Gegend, und die wohlfeile Art zu leben, gefielen ihm so, daß er sich länger in Salzburg verweilte«,

schreibt Pezzl<sup>18</sup> und fügt hinzu, daß Riesbeck schließlich den Plan einer Italienreise gänzlich aufgab. Aber auch in Salzburg ging er keiner festen Tätigkeit nach, er war freier Schriftsteller und verfaßte statistische, politische und historische Traktate, darunter eines unter dem Titel >Gedanken über das Benehmen des preußischen Hofesc. Daneben las er, was ihm an interessanten Schriften in die Finger kam.

Diese Zeit ungebundenen Schreibens und Studierens ging aber 1779 zuende, als ihm seine Schwester Maria Anna, die 1770 in Höchst den italienischen Kaufmann Joseph Modestus Prina geheiratet hatte, mitteilte, nun sei das väterliche Erbe erschöpft, und mit der nächsten Post käme das letzte Geld. Daher mußte sich der fünfundzwanzigjährige Riesbeck nun auf eigene Füße stellen »und wählte dazu das mühsame und undankbare Geschäft eines Schriftstellers«, wie Pezzl sich ausdrückt. Er läßt nun einen Klagenfurter Buchhändler namens Walliser auftreten, der Riesbeck dazu bestimmt habe, die Briefe über das Mönchswesens fortzusetzen. Dies klingt nicht sehr einleuchtend, und man möchte lieber der Meinung von Rudolf Asmus<sup>19</sup> folgen, der nur den ersten Band der Mönchsbriefec, 1771 erschienen, de la Roche zuschreibt, während Riesbeck bereits den zweiten und nicht erst den dritten Band verfaßte, zumal die Weiterführung eher auf eine persönliche Bekanntschaft Riesbecks mit de la Roche als auf die Aufforderung eines Buchhändlers zurückgehen wird. Pezzl nennt auch den protestantischen Pfarrer Brechter als Verfasser, der aber bei Abfassung des ersten Bandes für de la Roche rein beratende Funktion hatte und bereits 1772 starb. Auch war Buchhändler Walliser als Vermittler zu dem Verlag Orell, Geßner, Füßli und Kompagnie in Zürich nicht nötig, da ja der erste Band der ›Mönchsbriefe‹ bereits dort erschienen war, Riesbeck für den Verlag einen französischen Roman: ›Die Großmuth edler Herzen, oder die durch widrige Schicksale geprüfte und standhafte Liebe, in der Geschichte des Chevalier d'Ulmy und der Miß Zulmie Wartheic übersetzt hatte und ihm in Goethe, der gerade Herbst 1779 in Zürich weilte, ein starker Fürsprecher entstanden war. Feststeht, daß eine Referenz Goethes die Verlagsinhaber schließlich dazu bestimmte, Riesbeck nach Zürich zu holen, nicht nur als Redaktor der neugegründeten ¿Zürcher Zeitung«, sondern auch als Lektor, Korrektor und Übersetzer. Es ist auch nicht unmöglich, daß der berühmte Lavater, der im Juli 1774 mit Goethe bei de la Roche weilte, Riesbeck in Ehrenbreitstein kennenlernte, sich dieses jungen Mannes erinnerte und auch empfehlend auf ihn hinwies.

Jedenfalls verließ Riesbeck Ende Dezember 1779 Salzburg und traf Anfang 1780 in Zürich ein. Hier waren unterdessen die beiden ersten Nummern der Züricher Zeitungs erschienen, die der bereits über die Grenzen seines Landes bekannte Maler, Schriftsteller und Ratsherr Salomon Geßner, der Mitinhaber des Verlags war, redigiert hatte. Der Redaktor der dritten Nummer und damit der erste Berufsredaktor der Züricher Zeitungs war bereits Riesbeck, der seine Aufgabe mit großem Geschick gemeistert haben muß. Die 1961 erschienene Geschichte der Neuen Züricher Zeitungs ist des Lobes voll über diesen Mann aus Höchst, dem sie »hervorragende Qualitäten« nachsagte. Er hätte sonst auch die vierfache

Arbeitslast, die man ihm aus Ersparnisgründen aufbürdete, nicht bewältigen können. Von Anfang an scheint zwischen dem fünfzigjährigen Salomon Geßner, der übrigens auch noch an der Zürcher Porzellanmanufaktur beteiligt war, und dem sechsundzwanzigjährigen Riesbeck ein gutes, ja freundschaftliches Verhältnis bestanden zu haben. Beide Männer hatten die gleiche Gesinnung und verfolgten die gleichen Ziele, sie trafen sich auch in ihren literarischen Interessen, was sich darin zeigte, daß Riesbeck die sozialkritischen Satiren Jonathan Swifts übersetzte und Geßner sie illustrierte. Geßner hatte auch die erste deutsche Shakespeare-Ausgabe, die im Verlag Orell, Geßner, Füßli und Co. erschien und deren Übersetzer zunächst Wieland und dann Johann Joachim Eschenburg war, mit Kupfern geschmückt. Auch Riesbeck hatte Shakespeare-Stücke übersetzt und für die Bühne bearbeitet. Hierbei war ihm sehr zustatten gekommen, daß er vor Verlassen der Heimat, also vor 1775, längere Zeit mit dem Engländer Ibbekken, der unter dem Namen Tompson als englischer Sprachlehrer und deutscher Theaterdichter wirkte, zusammengearbeitet hatte und Theaterpraxis besaß. Auch die französische Sprache muß Riesbeck völlig beherrscht haben, da er nach Wien und Salzburg auch in Zürich seine Übersetzertätigkeit fortsetzte. Er war also wirklich bei dem Verlag Orell, Geßner, Füßli und Co. an der richtigen Stelle — abgesehen von den ungeheuren Anforderungen, die man an seine Leistungsfähigkeit stellte.

Es ist erstaunlich, was dieser noch nicht Dreißigjährige von 1780-1783 in Zürich

leistete. Neben der Redaktionsarbeit an der Zeitung, die wöchentlich zweimal erschien, Weiterführung der Briefe über das Mönchswesen, Übersetzung der englischen >Briefe über den natürlichen, bürgerlichen und politischen Zustand der Schweize von W. Coxe. Ubersetzung von M. Th. Bourrits französischer Beschreibung der Penninischen und Rhätischen Alpens, und schließlich sein zweibändiges Hauptwerk, die Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland an seinen Bruder zu Parisc. Außer vielen kleineren Arbeiten fiel ihm gleich im ersten Jahr die Aufgabe zu, das Register fertigzustellen zum ›Historisch diplomatischen Jahrzeitbuch zur Prüfung der Urkunden, auch einzelne Begebenheiten der Heiligenund Weltgeschichte nach der wahren Schöpfungsepoche in eine richtige und ununterbrochene Zeitordnung zu bringen und mit den Erscheinungen am Himmel zu verbinden. Mit Kupfern und Tabellen, auch einer kurzen deutlichen Anweisung und zum Gebrauch dienlichen Beispielen vorgetragen« von Johann Heinrich Waser. Waser, Pfarrer, Sozialökonom und Statistiker, war am 27. Mai 1780, achtunddreißig Jahre alt, öffentlich enthauptet worden — im Schweizerlexikon steht »aus politischen und anderen Gründen« —, als das Register seines Foliobandes nur bis zum Buchstaben C gediehen war. Riesbeck arbeitete so schnell, daß der Band noch im gleichen Jahr erscheinen konnte. Wir können Pezzl glauben, wenn er von der Arbeitsweise seines Freundes schreibt, daß er »mit unbegreiflicher Schnelle und Leichtigkeit« arbeitete. »Ich habe gesehen«, berichtet er, »wie er die Briefe über das Mönchswesen nur auf einzelne Blätter schrieb und sie von der Hand weg eines nach dem andern in die Druckerei gab; ja oft vom letzten Blatt bloß die letzte Phrase auf ein Papierfleckchen notierte und nach einigen Tagen von dieser einzigen Phrase ausgehend im Zusammenhang weiter schrieb, als ob er das ganze Manuscript vor sich gehabt hätte.  $\alpha$ 

Im Jahre 1782 begann er dann nach Notizen seiner Reisen zwischen 1770 und 1780 das Werk, das seinen Namen mit einem Schlage in den deutschsprachigen Ländern und dann auch in Übersetzungen in England, Frankreich, Italien, Holland und Schweden bekannt machte und ihm den Namen »der reisende Franzose« eintrug. Diese Bezeichnung wurde so geläufig und empfehlend, daß Werke von ihm, die noch nach seinem Tode herauskamen, auf der Titelseite nicht seinen Namen, sondern den Vermerk trugen: »Vom Verfasser der Briefe eines reisenden Franzosen.«

Riesbeck hatte die Briefe eines reisenden Franzosen anonym herausgegeben, und nur Geßners Samstaggesellschaft kannte den Verfasser, der sicher durch Geßner in diese Gesellschaft eingeführt worden war<sup>21</sup>. Nach dem Vorschlag eines Mitgliedes, des Stadtarztes Hans Caspar Hirzel, wurde Riesbecks Werk »der deutsche Turgot« genannt, nach dem Finanzminister Ludwigs XVI., der eine freie Wirtschaft anstrebte. Auf diese Wertschätzung als Bahnbrecher einer freien Wirtschaft konnte Riesbeck sehr stolz sein, war doch Hirzel nicht irgendein Zürcher Bürger; er gehörte vielmehr mit Breitinger, Steinbrüchel, dem Historiker Johann Heinrich Füßli, Johann Jakob Hottinger und Leonhard Usteri zu den bestimmenden Vertretern der Aufklärung in Zürich. Hirzel war zudem bekannt geworden als der Anführer der vielgepriesenen Zürichseefahrt mit dem vielgefeierten, sich gern feiern lassenden Gast aus dem Norden, mit Klopstock, der diese Fahrt in einer berühmten Ode besang, die beginnt:

Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht, auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht, das den großen Gedanken deiner Schöpfung noch einmal denkt.

Hirzel selbst war von dieser Fahrt so begeistert, daß er seinem Freunde Kleist eine zwanzig Druckseiten umfassende Beschreibung sandte. Hirzels physiokratische Bestrebungen zur Hebung der Landwirtschaft machten ihn in ganz Europa bekannt, und alles, was Rang und Namen hatte, wallfahrtete zu seinem Musterbauern Kleinjogg, auch Georg Michael de la Roche hatte sich 1769 diesen Edelbauern angesehen. Hirzel war Mitbegründer und erster Leiter der Helvetischen Gesellschaft; Johann Heinrich Füßli war Mitinhaber des Verlags Orell, Geßner, Füßli und Co., außerdem Schriftsteller im puritanisch freiheitlichen Sinne und seit 1775 Nachfolger Bodmers als Professor für vaterländische Geschichte; seit 1773 verbanden ihn mit Johannes von Müller, der später, 1786—1792 Bibliothekar in Mainz war, Vorarbeiten zu einer Schweizer Geschichte, die ursprünglich von beiden gemeinsam herausgegeben werden sollte. Durch die Bekanntschaft, den Meinungsaustausch und die Zusammenarbeit mit den genannten und anderen Männern hatte Riesbeck Anschluß an jene Kreise gefunden, die das geistige Zürich der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ausmachten<sup>22</sup>.

Wir können uns vorstellen, wie der junge Schriftsteller und Redaktor alle Anregungen begierig in sich aufnahm, ohne seine kritische Ader ruhen zu lassen. Riesbeck fand Anerkennung, aber wo diese ist, stellt sich auch Ablehnung ein, und wo Erfolg sich zeigt, lässen auch Mißgunst und Neid nicht lange auf sich warten. Man warf Riesbeck vor, daß er den Geist der Aufklärung in hinterlistiger Weise auch in die ¿Zürcher Zeitung« geschmuggelt habe. Dieser Vorwurf war nur zum Teil berechtigt, da strenge Zensurbestimmungen eine freie Berichterstattung nahezu unmöglich machten und nur in der Auswahl der Berichte wie in kurzen redaktionellen Zwischenbemerkungen die von Geßner gewünschte und geforderte Grundtendenz des Blattes durchschimmerte: ein neues Zeitalter ist im Werden, das jede Form der Despotie, der körperlichen Knechtung und der geistigen Bevormundung ablehnt. Trotz aller Vorsicht, die Riesbeck anerkanntermaßen walten ließ, erreichte ihn doch 1783 das Verhängnis: der französiche Gesandte warf ihm wegen einer Nachricht über Pariser Hofkreise mangelnden Respekt vor<sup>23</sup>, und der arqwöhnische und ängstliche Zürcher Rat nahm diese Anschuldigung zum willkommenen Anlaß, dem mißliebigen Ausländer nahezulegen, die Stadt zu verlassen. Selbst seine Freunde, an der Spitze Salomon Geßner, vermochten nicht, ihn zu halten. Riesbeck verließ eine Stadt, in der er seinen schriftstellerischen Ruhm begründet und in der er ausgezeichnete Männer als Freunde gewonnen hatte, eine Stadt, von der viele Impulse auch nach Deutschland ausgegangen waren, eine Stadt aber auch, in der neben weltweiter Gesinnung ein engherziger politischer und religiöser Geist herrschte, der einen Waser aufs Schafott gebracht hatte und neben vielen anderen fortschrittlichen Männern wie Lavater, Felix Heß, den Maler Johann Heinrich Füßli — den Londoner Henry Füßli<sup>24</sup>, nicht zu verwechseln mit dem Obmann Füßli, dem Chef Riesbecks -, Jakob Heinrich Meister aus der Limmat-Stadt trieb. Pezzl, der bittere Worte über die Zürcher Art findet und sich hierbei in guter Gesellschaft bewegt, wird nicht nur seinem ganz persönlichen Arger wegen des Unrechts, das man seinem Freunde angetan hatte, Ausdruck gegeben haben, sondern auch der Dolmetsch der Gefühle Riesbecks gewesen sein, als er schrieb: »Anfangs zwar amüsierte ihn selbst der unendliche und frappante Abstand der schweitzerischen Lebensart, gegen die deutsche, besonders in großen Städten, wo Risbeck ständig gelebt hatte. Aber bald hatte es die natürliche und unausbleibliche Folge, ihn aufs äußerste zu ennuiren. Dieß wird umso begreiflicher, wenn man weiß, daß gerade die Lebensart der Zürcher beinahe pietistisch langweilig sey: kein Spektackel; keine öffentlichen Gesellschaftshäuser; nicht einmal gemischte Gesellschaften: denn obschon ihnen ihr werther Mitbürger Hans Kaspar Lavater in seinen physiognomischen Fragmenten gesagt hat, das Weib sey das Oel zum Eßig der Mannheit, und man soll beide fleißig untereinander rühren, wenn man eine schmackhafte Lebenssauce genießen wolle: so thun sie das doch nicht...« Nun, Pezzl ist geselliger Wiener, der den Mißstand fehlender Kontaktmöglichkeiten mit dem weiblichen Geschlecht noch weiter ausführt und dann fortfährt: »Risbecks Umgang war auf einen kleinen Zirkel von einigen Geistlichen eingeschränkt, die an gewissen Wochentagen periodisch zusammen kommen; ihre Pfeife

Taback schmauchen, und eitel litterarische und politische Kannegießerei treiben. Er hielt es in solchen Gesellschaften nicht gar lange aus, und besuchte dann bloß noch das Haus des in jedem Betracht liebenswürdigen Dichter Geßners, der überhaupt zur Ehre der Litteratur für die gelehrten Fremden, mit Steinbrüchel und Meister, die Honneurs in Zürich macht. Denn sonst ist es ein allgemeiner Karakterzug der Schweitzer, daß sie für Fremde, die nicht Guineen und Louisd'or regnen lassen, eine beinahe beleidigende Gleichgültigkeit und Geringschätzung zeigen.«25

Pezzls Wort über die Tabak schmauchenden und literarische und politische Kannegießereien betreibenden Geistlichen ist sicher übertrieben und von Ärger diktiert, denn unter die Geistlichen, die damit gemeint sein könnten, sind Männer zu zählen wie Leonhard Usteri, der enge Beziehungen zu Winckelmann und Rousseau unterhielt und als Reformator des Zürcher Schulwesens 1774 die erste Zürcher Töchterschule gegründet hatte, wie Johann Tobler mit Beziehungen zu Klopstock und Wieland und Leonhard Meister, der Typ des aufgeklärten französisch orientierten Freigeistes. Toblers Sohn Georg Christoph erfreute sich übrigens 1781 der Wertschätzung des Weimarer Hofes und Goethes und war nach seiner Weimarer Zeit eine Zeitlang Pfarrer in Offenbach.

Riesbeck gedachte zunächst die Schweiz zu verlassen und nach Wien zurückzugehen, wo er sicher dank seinen früheren Beziehungen und seinem neuerworbenen Ruhm hätte Fuß fassen können. Dann plante er, nach Paris überzusiedeln, um dort die Schriften von Büsching, Tozen, Schlözer und Dohm in deutsch herauszugeben und ein französisches Journal nach dem Muster von Schlözers Briefwechsel anzulegen. Bitten, Zusicherungen und praktische Überlegungen mögen ihn aber doch bewogen haben, nicht außer Landes zu gehen und den Kontakt mit Zürich aufrechtzuerhalten. 1783 zog er nach Aarau, wo er von Gesinnungsgenossen freundlich aufgenommen wurde und sich sogleich an die Arbeit machte: er vollendete die Briefe eines reisenden Franzosen«, übersetzte auf Geßners Wunsch Swifts >Märchen von der Tonne und >Gullivers Reisen neu ins Deutsche und begann ein breit angelegtes Werk mit dem Titel: >Geschichte der Deutschen, ein Handbuch für Liebhaber, das er bis 1785 zu vollenden gedachte. Während er den ersten der vier Geschichtsbände fertigstellte — drei weitere Bände vollendete später nach Riesbecks Vorarbeiten Joseph Millbiller — blieb ein anderes Buch >Uber Fürstenpflichten«, offensichtlich ein zweiter Machiavelli, das er dem Prinzen von Preußen widmen wollte, unvollendet.

Unterdessen war Riesbeck schwer lungenkrank geworden und in bittere Not geraten. Er hatte seinem zarten Körper, besonders in Zürich, zu viel zugemutet und war ab 1785 die meiste Zeit bettlägerig. Die trotz seiner schriftstellerischen Erfolge kargen Einnahmen, die er durch Sprachenunterricht zu vermehren suchte, vermochten nicht, die Kosten für Lebenshaltung, Arzthonorare und Medikamente zu decken. Von Aarauer Freunden angebotene Geldmittel wies er zurück; er wollte selbst für sich aufkommen, ja, er kaufte noch im Juni 1785 von seinem letzten Geld für die arme Aarauer Stadtbibliothek Bücher. Es ist erschütternd, den

spärlichen aber deutlichen Berichten der letzten Monate seines Lebenskampfes zu folgen. In seiner Not wandte er sich schließlich an seinen Zürcher Verlag, um einen Vorschuß auf seine Deutsche Geschichtet zu erbitten. Wochenlang blieb sein Brief unbeantwortet. Als der Geschäftsführer des Verlags, F. Heidegger erfuhr, daß Riesbeck ein verlorener Mann sei, fand er Zeit zu einer Antwort, die den Todgeweihten jedoch mehr verletzte als das bisherige Schweigen: die Firma könne nur ein abgeschlossenes Werk bevorschussen, und er selbst habe leider »kein Geld wegzuwerfen«. Ohnmächtig und blutüberströmt fand man Riesbeck nach Erhalt dieser grausamen Ablehnung seiner Bitte in seinem Zimmer auf. Doch noch war sein Ringen nicht zuende, er erholte sich wieder von seinem Blutsturz und richtete an der Schwelle des neuen Jahres 1786 einen Hilferuf an seinen ehemaligen Chef Johann Heinrich Füßli: er wolle wenigstens Geld, um seinen Arzt, Dr. Hotz in Richterswil, bezahlen zu können. Seine neuerliche Bitte war von folgenden Zeilen begleitet: »Wäre alle Hoffnung verschwunden, und stünde nicht zu erwarten, daß ich nächsten Frühling und Sommer in Richterswyl meine begonnenen Arbeiten vollenden könnte, so spräche ich Sie mit dieser Dreistigkeit und Zudringlichkeit nicht an. Helfen Sie mir!« So mußte ein Erfolgsautor sich demütigen einem Manne gegenüber, dessen Verlag er seine besten Kräfte geopfert hatte. Eine Antwort erfolgte nicht, auch nicht, als Riesbeck fünf Tage darauf flehte: »Nur eine Zeile!« Unmenschliches Schweigen von Männern, die für eine neue Humanität kämpften. An seinen väterlichen Freund Salomon Geßner hatte Riesbeck sich nicht gewandt, wohl weil er wußte, daß dieser als an der Porzellanfabrik in Schoren bei Zürich Beteiligter nach deren Zusammenbruch selbst mit großen Geldsorgen zu kämpfen hatte. Und doch hätte man von dem warmherzigen Dichter der >Idvllen< wenigstens das erwarten können, was der Todkranke von Füßli erbat: Nur eine Zeile. Eine Zeile, die ihn nicht gerettet hätte, aber seinen Glauben an die Menschheit.

Nicht ganz vier Wochen nach seinem zweiunddreißigsten Geburtstag — nicht seinem 36., wie in seinem Nachruf steht —, am 8. Februar 1786 starb Riesbeck in Aarau und wurde am 12. Februar bestattet: »H. Caspar Ryßbeck von Höchst bey Frankfurt im Chur Mainzischen« ist im dortigen Kirchenbuch zu lesen.

Eine süddeutsche Zeitung schrieb: »Riesbecks Tod ist ein wahrer Verlust für die Welt; redliche Schweizer, die zunächst an seinem Grabe weinten, beklagten den Menschenfreund und Weisen«, und ›Der Oberrheinische Hinkende Both« (Kehl a. Rh.) veröffentlichte am 4. 4. 1786 folgenden Nachruf (S. 15): »Teutsche Nachrichten sagen, daß H. Risbeck, Verfasser der berühmten Briefe eines Reisenden Franzosen zu Arau in der Schweiz, bereits am Ende des vorigen Jahres verstorben sei. Seine ohnehin sehr schwachen Kräfte wurden von der beständigen Anstrengung seines Geistes ganz erschöpft, so daß er auszehrte und nach und nach sanft einschlief, wie das ersterbende Licht. Sein Ende soll sehr erbaulich gewesen seyn, und ganz dem Manne angemessen, der Religion im Herzen hat. Er wollte eben eine verbesserte dritte Auflage seines Werks machen und darin die

Schweiz aufnehmen. Allein der Tod rafte ihn zu früh von unsrer Seite weg, und das Werk bleibt unvollendet!«

Die ›Zürcher Zeitung‹ brachte keinen Nachruf und nahm auch nicht Stellung gegen Verleumdungen, die, von schweizerischer Seite verbreitet, in vielen Zeitungen, darunter der ›Bayreutischen Zeitung‹ und der ›Oberrheinischen Staatszeitung‹ nachgedruckt worden waren. Die Meldung lautete: »In der Ungewißheit, in welchem Glaubensbekenntnis Riesbeck gestorben wäre, zudem er noch einem Arzt und zwei Apotheken 70 Gulden schuldig blieb, verurteilte der Magistrat zu Aarau seine Leiche auf den Schindanger«. ›Der Oberrheinische Hinkende Both‹ griff am 6. Mai 1786 eine ähnlich lautende, den toten Riesbeck und die Gemeinde Aarau verleumdende Meldung der ›Brünner Zeitung‹ auf, um in journalistisch sauberer Trennung von Meldung, Kommentar und Stellungnahme der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Auf der Titelseite dieser Zeitung beginnend (S. 121) lesen wir unter der Überschrift »Eine Bitte — an die Stadt Arau in der Schweiz«.

»Dieser Tage kömmt mir folgender Artikel in der Brünner Zeitung (eine der besten teutschen Zeitungen) vom 21 Ap. zu Gesichte, den ich ganz hersezen muß: Vorderösterreich vom 9 April.

Rysbek, der Verfasser der Briefe eines reisenden Franzosen durch Teutschland, die so viel Aufsehen erregten, ist vor einiger Zeit zu Arau, einem in dem Kanton Zürich gelegenen Städtchen, ungefähr 30 Jahre alt, verstorben, nachdem er seine letzten Jahre von einer außerordentlichen Hypochondrie befallen, fast unter steten Plagen dieser Krankheit dahin gelebt hatte. Dieses ist vielleicht schon bekannt; aber nicht so die werkthätigen Proben der Toleranz, welche besagte Stadt bei dieser Gelegenheit zu Tage legte. Als Rysbek dem Tode nahe war, fragte man ihn, welcher Religion er zugethan sei, und ob er einen Katholischen oder Protestantischen Pfarrer verlange. Er gab zur Antwort, er habe eine ganz gute Religion, ohne daß er des einen oder des andern Geistlichen bedürfe. Rysbek starb. und die Stadt Arau schikte an die benachbarten Katholischen Pfarrer, daß sie den Leichnam abholen, und zur Erde bestatten möchten; allein keiner wollte die Leiche übernehmen, weil der Verstorbene kezerisch gedacht hätte. Nun kam der Magistrat zu einer Berathschlagung zusammen, wie mit der Leiche zu verfahren sei, und das Urteil war, selbige auf dem Schindanger verscharren zu lassen. So geschah's; denn das Tribunal bestand aus lauter Messerschmieden.

Man findet in Arau fast keine andere Profession als diese, und aus solchen Professionisten besteht der dasige wohlweise Magistrat.«

So weit die abgedruckte Meldung, und dann folgen, auch äußerlich durch einen Strich abgesetzt, die Auslassungen des Korrespondenten des ›Oberrheinischen Hinkenden Bothenc:

»Ich kann mir nicht vorstellen, daß in Vorderösterreich ein Mensch, wenigstens der diesen Artikel aufsezen konnte, so unwissend seyn sollte, die Stadt Arau ins Kanton Zürich zu versezen (wie der Aufsatz sagt) da diese Stadt eine bekannte Municipal-Stadt des Kantons Bern ist; und halte also die ganze Erzälung für eine zusammengesetzte Erfindung eines müßigen Kopfs. Und dann — kann ich



Ribbel

# Briefe

eines

Reisenden Franzosen

# Deutschland

An seinen Bruder zu Paris.

Heberfetzt

von

R. N.



Erfter Band.

[Pezzl, Joh.] Viographisches Denkmal

## Misbed's,

Verfasser

der Briefe eines reifenden Frangofen und anderer Schriften.



Rempten 1786.

Zürcher

Mittwoche,



1780.

Zeitung.

den 12. Jenner.

## nachricht.

Schon einige Jahre batten wir bas Borhaben, allhier eine politische Zeitung heraus, quaeben. Berfchiedene Zwischenbegegniffe machten es und unmöglich. Ist aber haben mir ben veften Entichluß genommen, damit ben Anfang gu machen. Alle Mittwochen und Samflage, auf ben Miltag , foll bavon ein halber Bogen beraustommen , und man begahlt und fur Den vollftanbigen Jahrgang Gin Bulden und dreyffig Breuger, Burich. Valuta, gegen Em-

pfanafchein jum poraus.

Es wird und zwar, fo wie andern Zeitungs Schreibern, nicht möglich fenn, Die Beltbegebenheiten fruber anzuzeigen, ale fie geschehen find; ober, ale fie auswartige Bettungen der Belt berichten. Aber doch haben wir Anstalten getroffen, vermittelst der besten Frangosischen, Englichen, Italianischen, Holandisch und Deutschen Zeitungen, und auch durch zwerlassige Privat Correspondenz die Rachrichten immer so bald zu erhalten, und in unsere Zeitungen einzuruden, als es andre von unsern Nachbarn thun können. Wer nun Die Preife aller Diefer Gulfsmittel weiß , und Diefelben mit dem Roften Diefer unfrer Bet-tung vergleicht , wird uns die Gerechigfeit wiederfahren laffen: Dag wir in Diefem Fall , mit unferm Rugen, auch ben Rugen Des Publitums verbinden.

Die Befchleunigung ber Dranumeration wird und eine wichtige Aufmunterung fenn, fur Die Sache felbit; und wenn wir anfanglich eben nicht bas leiften, mas mir gerne leiften wollten , fo bitten wir ju bedenten : Dag alle Anfange fcmer fenen, und bag mir von einer Boche bis jur andern unfre Ginrichtung verbeffern , und ber Zeitung felbft baburch, mebr

Intereffe geben werden. Das erfte Stud foll ben 1 Jenner erfcheinen. Bir bitten uns Briefe und Borfchuß. Belb franco aus.

Orell, Gefiner, Fuefli und Compagnie.

Rurge Machricht von dem Seeguge des Gras fen von Eftaing , feit seiner Abreise von Martinique, so wie selbige zu Mantes gedrudt, und daselbst den 14. Wecember ausgegeben worden.

Den 4ten Julii 1779. eroberte ber Graf bon Estaing Grenada ; zwen Tage nachher fiel Die Geefchlacht vor. Den roten gieng er zu einer Erpedition auf St. Chriftoph ab , wo er den 31ften antam ; boch ohne etwas auszuführen, gieng er ben isten August wieder nach Gt Do. mingo. Bon hier fegelte er fogleich nach Gavannah, und tam dafelbit ben goften an. Den ibten September landete er auf ber Rufte von Geor. gien , und nahm fein Lager ju Minghaugen, 3 Meilen von Gavannah.

Der herr von Eftaing mar von St. Domin. go mit 20 Rriege. Schiffen , 10 Fregatten, einis gen Transport. Schiffen und 3000. Mann Trup. pen abgesegelt. Als er an der Mundung bes Savaunah. Fluffes getommen war , marf er die Infer ; ba er aber Schwierigfeiten fand , ben Blug bis ju bem Plate mit fleinen Fahrzeugen binaufzutommen, und die Ausschiffung an der Mundung des Offabow viel geruhiger geschehen tonn: te, fo mard folche auch ben bem Dorfe Buclea. mir von dem Magistrat dieses schönen Orts, der dem verstorbenen Rysbek doch ruhigen Aufenthalt gestattete, nicht einbilden, daß derselbe so intolerant denken und befohlen haben könne: Rysbeken auf eine so schändliche Art zu begraben. Die Nachricht ist in ganz Teutschland verbreitet, und ich fordere öffentlich die nöthige Belehrung, um das Schimpfliche dieser Erzälung baldigst zu widerlegen. Aufgeklärte Schweizer können nicht so handeln.«<sup>26</sup>

Auf diese Aufforderung hin rührten sich endlich auch die Aarauer. Die Falschmeldung wurde im Juni 1786 von dem Aarauer Korrespondenten des Zürcherischen Sammlers monatlicher schweizerischer Neuigkeitene, den wir später noch einmal bei der Betrachtung von Riesbecks Persönlichkeit zitieren wollen, als »Lüge« und »ebenso ehrenrührig für den Magistrat als für den Verstorbenen« zurückgewiesen. Der Korrespondent versichert, daß Riesbeck »auf dem Gottesacker der Stadt beerdigt und sein zahlreiches Leichenbegängnis mit dem Begleite der angesehensten Geistlichen und Magistratspersonen beehrt worden ist«. Meine Bemühungen, im Stadtarchiv Aarau Näheres zu erfahren, förderten drei bisher unveröffentlichte Eintragungen aus dem Ratsmanuale<sup>27</sup> zutage, die folgenden Wortlaut haben:

#### »15. Februar 1786:

Meine Herren relatierten: Es seye bekanntermaßen dieser Tagen Herr Kaspar Riesbeck von Höchst im Maynzischen allhier verstorben und auch begraben. Tags nach seinem Hinscheid dann seye Herr Dr. Pfleger zu ihme, meinem Herrn Schultheiß, gekommen und habe begehrt, daß dessen Verlassenschaft obsigniert werde und zugleich für eine Ansprach von in circa Fl. 70 einen Arrest verlangt; ersteres seye schon vorher durch die Hand des Stadtschreibers geschehen, den Arrest dann habe er ihme auf seine Gefahr und Kösten hin bewilliget. Nun frage sich, ob irgendwohin zu schreiben oder sonst etwas vorzukehren seye. Auf den Rapport aber, daß schon privatim in sein Herrn Riesbecks selig Heimath geschrieben worden, wollen meine Herren abwarten, was weiters geschehen werde.

#### 12. Mai 1786:

Es geschehe ein Anzug: Es befinde sich in verschiedenen teutschen Zeitungs-Blättern ein Artikel, als wenn der Körper des im Hornung lezthin allhier verstorbenen Herrn Kaspar Risbek von Höchst aus Erkanntnuss des aus Messerschmieden zusammengesezten Stadtmagistrats zu Aarau auf dem Schindanger verscharret worden, welche grobe Beschimpfung hiesigen Orts nothwendig einer Widerlegung bedürfe, so wie dann auch die Stadt durch den Verfasser des Oberrheinischen Hinkebotts in Kehl zur Rechtfertigung aufgefordert seye. Da dann meine Herren dem Herrn Gerichtsschreiber Hunziker Herrn Hauptmann Seiller und Stadtschreiber die ganze Sache übergeben und anheimgestellt, um mit Zuzug Herrn Hauptmann Meyers alles nöthige zur Ehre und Rechtfertigung der Stadt vorzukehren und in die Zeitungen einruken zu lassen und meinen Herren seiner Zeit alle darüber gehende Kösten zu verrrechnen.

#### 19. Mai 1786:

Die zur Abfassung einer Gegenpublikation wegen Herrn Risbeks selig Tod und Begräbnuss verordneten Herren legten solche meine Herren zur Communication auf, da dann Woldieselben diesen Concept völlig genehmigt und allen hiermit bemüht gewesenen Herren hierfür den verbindlichsten Dank erstatten lassen.«

Dieses unerfreuliche Nachspiel, dem wir aber verdanken, daß wir einiges mehr an Äußerungen über Riesbeck besitzen, steht sicher in direktem Zusammenhang mit seiner Autorschaft an den Briefen über das Mönchswesens, das ihm, wie Georg Michael de la Roche, viele Anfeindungen bescherte. Wir müssen uns deshalb auch mit dem Manne befassen, der zeit seines Lebens und bis heute im Schatten seiner Frau, Sophie de la Roche, stand und steht. Das hat bereits Goethe im 13. Band von Dichtung und Wahrheits festgestellt, wird auch durch die Tatsache erhellt, daß die einzige brauchbare Biographie Georg Michaels de la Roche, der ich hier folge, 1899 erschien<sup>28</sup>.

Die Betrachtung dieses Lebens und Wirkens läßt uns auch die Haltung Riesbecks besser verstehen.

Georg Michael de la Roche wurde 1720 in Tauberbischofsheim angeblich als Sohn des Chirurgen Johann Adam Franck geboren, angeblich, weil festzustehen scheint, daß der kleine Georg Michael natürlicher Sohn des Reichsgrafen Anton Friedrich von Stadion zu Thann und Warthausen und der jungen dritten Frau des Chirurgen Franck war, der neun Tage vor der Geburt des Kleinen starb, was eine spätere Adoption durch den Herrn von Stadion, über die eine rührende Geschichte existiert<sup>29</sup>, erleichterte.

Er nannte ihn, aus welchen Gründen immer, la Roche, woraus nach der Adelserhebung 1775 Georg Michael des Heiligen Römischen Reiches Edler von Frank genannt de la Roche wurde. Schon dem großen Physiognomiker Lavater war eine Ähnlichkeit La Roches mit seinem Adoptivvater nicht entgangen, so daß er sagte, aus La Roches Gesicht sei »der Minister Stadion transparent«.

De la Roche war radikaler Voltairianer und traf sich in seiner Gegnerschaft zu den katholischen Orden und der Ablehnung der Oberhoheit des Papstes mit Wieland, dem bereits genannten Mainzer Professor für Kirchen- und Zivilrecht Johann Baptist Horix und dem Gallikanisten Kardinal Fleury. In dieser Luft wuchs der kleine Georg Michael auf, und die Einseitigkeit dieser Erziehung stellte auch Goethe fest, indem er sagte, sie sei »gewiß nicht geeignet gewesen, den Weltund Kunstsinn des Knaben durch Ehrfurcht vor irgend einem Ahnungsvollen ins Gleichgewicht zu setzen«. Von einer religiösen Erziehung wird nichts berichtet. Dies wäre auch bei Herrn von Stadion erstaunlich gewesen, er ist aber 1768 »wohlversehen mit den heiligen Sterbesakramenten« gestorben; ein Widerspruch, der wie vieles andere scheinbar Ungereimte auch in unsrer Geschichte Riesbecks zur Lebenshaltung des achtzehnten Jahrhunderts gehört.

La Roche war Sekretär und Verwalter von Stadions und ab 1769 Stadionischer Amtmann in Bönnigheim. Ein merkwürdiges, immer wieder gefährdetes Freundschaftsverhältnis verband ihn mit Wieland. 1753 wurde La Roche mit Wieland

und dessen Braut Sophie Gutermann von Gutershofen bekannt, die kurz darauf das Verlöbnis mit Wieland löste und la Roche Ende 1753 heiratete. Wieland zog sich nicht gekränkt zurück, sondern war immer wieder Gast im Hause la Roches, den er häufig in seinen verwickelten Herzensangelegenheiten als Vermittler in Anspruch nahm, den er aber auch, wie eine Lobeshymne auf ihn, die er 1769 Salomon Geßner übermittelte, beweist, außerordentlich schätzte. In ebendiesem Jahr 1769 wurde Wieland an die Universität Erfurt berufen, und la Roche trat seine erste Schweizerreise an, die ihn auch mit dem uns bereits bekannten Zürcher Kreis in Berührung brachte. Im Herbst nach Bönnigheim zurückgekehrt, nahm la Roche engen Kontakt mit dem evangelischen Geistlichen Johann Jakob Brechter aus Schweigern auf, den Goethe den »schwäbischen Merck« nach jenem Darmstädter Merck genannt hatte, zu dessen Kreis der junge Goethe gehörte und vielleicht auch einmal Riesbeck Zutritt hatte. Brechter war - und das ist auch für die Betrachtung des reisenden Franzosen wichtig — durch seine Briefe über Rousseaus Emila ebenfalls Autor des Verlags Orell, Geßner, Füßli & Co. in Zürich. Bei den Mönchsbriefen zeichnete er als Herausgeber, wodurch er lange als deren Autor galt. Neben Brechter hatten Friedrich Justus Riedel und Wieland starken geistigen Anteil an den Mönchsbriefen«. Riedel war Dichter und Professor in Erfurt und wurde der literarische Berater Sophie de la Roches. Wieland, mit Riedel befreundet und mit ihm eins in der Bekämpfung des Ordenswesens, hatte diesen Kampf bereits mit seinen Schriften Diogeness, Der Mönch und die Nonnes und den Beiträgen zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzensk aufgenommen. Daß Wieland und la Roche gleichzeitig mit dem Domdechanten und Kanonikus von St. Leonhard in Frankfurt a. M., Damian Friedrich Dumeiz, befreundet waren, zeigt wieder, daß wir uns für die damalige Zeit davor hüten müssen, eine Gegnerschaft gegen kirchliche Einrichtungen mit einer Gegnerschaft gegen die Kirche gleichzusetzen. Außer diesen direkten persönlichen Anregungen, die la Roche durch Riedel, Wieland und Brechter empfing, stand la Roche auch unter dem Einfluß der Schriften des Kardinals Fleury und des Weihbischofs Johann von Hontheim, eines Febronianers. La Roche und dann auch Riesbeck fühlten sich als unmittelbare Nachfolger dieser Männer durch ihre ›Briefe über das Mönchswesens. Sicher hat auch der Minister Groschlag gewußt, wer sich hinter dem zunächst unbekannten Verfasser verbarg und hatte vielleicht mit die Hand im Spiele, als sich la Roche mit Rücksicht auf seine Stellung von dem Unternehmen zurückzog und es galt, einen geeigneten Mann zu finden, der die Briefe fortsetzte. Groschlag kann sein Protektionskind seinem kurtrierischen Ministerkollegen empfohlen haben, wenn nicht, wie wir bereits andeuteten, eine frühere Verbindung zwischen la Roche und Riesbeck bestanden hatte. Wie dem auch sei, Riesbeck schrieb bald nach 1775 den zweiten Band und 1780/81 drei weitere Bände. Als es die Spatzen von den Dächern pfiffen, daß Georg Michael de la Roche der gelobte und geschmähte Verfasser des ersten Bandes der >Mönchsbriefe∢ sei, hat man ihm auch alle weiteren Bände zugeschrieben, obwohl eine stilkritische Untersuchung ab dem zweiten Band eine andere Hand, die Riesbecks nämlich, hätte feststellen müssen. Riesbeck schreibt volkstümlicher, derber, ja derbkomisch, verzichtet auch nicht auf billige Effekte durch Heranziehung sexueller Dinge. Hier verläßt Riesbeck leider den Boden des guten Geschmacks auf Kosten der Glaubwürdigkeit seines sittlichen Ernstes und reformatorischen Eifers<sup>30</sup>.

Als Riesbeck seine Stellung bei dem Verlag Orell, Geßner, Füßli & Co. 1780 angetreten hatte, wurde Georg Michael de la Roche aus seiner Machtstellung in der kurtrierischen Verwaltung gestürzt. Die Gründe lagen in seiner aufklärerischen Haltung, Anlässe waren ein mißglückter Schloßbau in Koblenz und wohl auch die >Mönchsbriefec, die man ihm weiterhin zur Last legte. Im Todesjahr Riesbecks, 1786, zog de la Roche mit seiner Familie nach Offenbach in die Nähe seiner mit Peter Anton Brentano verheirateten Tochter Maximiliane, wo sich de la Roche der Erziehung seiner Enkelkinder, darunter Clemens Brentanos, widmete. Zwei Jahre danach umnachtete sich sein Geist, er starb am 22. 11. 1788 und wurde, wie später sein Sohn Franz und seine Frau Sophie de la Roche, auf dem Friedhof in Bürgel bestattet. Vor ihm war im gleichen Jahr in Zürich Salomon Geßner verschieden, am 2. März, und die >Zürcher Zeitungc wußte nicht dankbarer seiner zu gedenken als mit dem Satz: »Ein Schlagfluß, der ihn den 28. des vorigen Monats befiel, endigte sein Leben so sanft und so rührend, wie das Ende seines Wunsches am Schluße seiner Idyllen.«

Ich bemerkte bereits, daß die ›Zürcher Zeitung‹ von Riesbecks Tode nicht im geringsten Notiz nahm, auch hier den letzten Wunsch des Sterbenden »Nur eine Zeile!« mißachtend. Aber wir haben zwei andere für uns wertvolle Zeugnisse, die Erscheinung und Wesen Riesbecks uns vor Augen führen und mit allem versöhnen, was er verschuldet oder unverschuldet erleiden mußte und was jeden Flecken seines Lebensbildes tilgt.

Zunächst die freundschaftlich-liebevollen, doch kritischen und deshalb sicher objektiven Schlußworte des Biographischen Denkmals von Johann Pezzl:

»Risbeck war von mittelmäßiger Größe, schmächtig, und gut gebaut. Er hatte ein offnes, sprechendes Gesicht, mit einer hohen gewölbten Stirne, und überhaupt eine etwas romantische Physiognomie; einen agilen Körper, leichte Manieren, und sehr guten Anstand.

In seinen jüngeren Jahren machte er auch manchmal Verse. Und noch vor einigen Jahren fieng er eine dramatische Posse in Versen an, unter der Aufschrift: Die keusche Susanna. Sie war im Geschmack der Puçelle d'Orleans, ein bischen profan, aber äußerst drollicht. Risbeck hatte seine ordentlichen Studien, sprach französisch, verstand englisch und italiänisch. Er hatte gute statistische, geographische und politische Kenntnisse; und war ein feiner Kenner von Schriften aus dem Fach der schönen Wissenschaften, die er aber die lezten sechs Jahre wenig mehr kultivirte. In seinem Umgang war er außerordentlich lebhaft, gesprächig und witzig. Er war im Stande, eine ganze Gesellschaft aufzumuntern und bey guter Laune zu erhalten. Ich habe wenig bessere Gesellschafter gekannt, als er war<sup>31</sup>. Er liebte Scherz, Schmauß, und Freude und war, wie jeder Mann von Geist, ein eifriger Verehrer des schönen Geschlechtes. Eine starke Dosis Leichtsinn hieng ihm bis an sein

Ende an, welches seine ökonomischen Umstände manchmal in große Verwirrung brachte. Dann arbeitete er wieder . . .

Ubrigens war er ein guter, wohlthätiger, verträglicher Mann, der keine Seele beleidigte, sich in alle Gesellschaften schicken, und alles mitmachen konnte, was zur Ermunterung seines Zirkels diente. Schade! daß er gar zu geschwinde lebte, und sich dadurch seine Tage zu sehr kürzte.

Seit seiner Abreise aus Maynz hat sich Risbeck nie mehr mit Eifer um ein ordentliches Amt beworben. Die Unabhängigkeit wurde ihm zum Bedürfniß: und wenn er arbeitete, so geschah es, um die Früchte seines Fleißes ganz, und nach seiner Laune zu genießen.«<sup>32</sup>

Der Aarauer Korrespondent des Dürcher Sammlers monatlicher schweizerischer Neuigkeiten schrieb im Juni 1786 anläßlich der verlogenen Meldungen zur Bestattung Riesbecks außer dem bereits zitierten Satz diesen ehrenden Nachruf:

»Wie wert Risbeck den Aarauern gewesen, beweisen die Personalien in seiner Leichenpredigt, die wir wörtlich abdrucken lassen: ›Er lebte unter uns zufrieden, ruhig und war ein Muster eines guten Bürgers. Die Freundschaft, deren Wert er kannte, übte er praktisch aus. Er war aufrichtig, dienstbereit und von edler Rechtschaffenheit. Wer ihn im vertrauten Umgang, der für jedermann lehrreich war, kannte, mußte ihn lieben und schätzen. Er war frei von Stolz und Eigenliebe, obgleich seine Werke, als Meisterstücke in ihrer Art, ihm ein allgemeines Lob zuzogen. - Sein Leben war einfach, und mit Willen und Vorsatz beleidigte er niemand. - Im letzten Herbst befiel ihn eine starke Brustkrankheit, die ein Vorbote der in diesem Winter erfolgten Schwindsucht war. Sein von Nachdenken und Arbeit ohndem schwacher Körper verlor von Tag zu Tag die zu seiner Erhaltung nötigen Kräfte, und diese Abzehrung kündete dem Kranken den nahen Tod an: Schon vor etwelchen Wochen erkannte der nun Verstorbene, daß alle Mittel und Kunst des Arztes ihn nicht im Leben erhalten könnten. — Mit frohem Geist, mit wahrer Heiterkeit vernahm er die Nachricht, daß seine Laufbahn, die er erst recht anzutreten und darauf nützlich zu werden hoffte, bald zu Ende sein werde. Er selbst eröffnete es seinen anwesenden und in der Fremde weilenden Freunden. Keine Furcht vor dem Todeskampfe marterte seine mit der Gewißheit und Überzeugung ihrer Unsterblichkeit und Bestimmung zu einem vollkommenen Leben belebte Seele. Gelassen überließ er sich dem Schicksal und dem von ihm verehrten Willen seines allgütigen Vaters, den er stets als seinen barmherzigen Gott erkannte, pries und anbetete, und hoffte alles im Glauben von der grundlosen Barmherzigkeit Gottes und Christi — und so starb er willig und bereit, den letzten Mittwochen abends 7 Uhr, von seinen Freunden betrauert, und ging als ein rechtschaffener Mensch im 36. Jahre seines Alters in die frohe Ewigkeit ein. — Seine Freunde danken allen denen, die diesem Fremdling beim Leben etwas Gutes erwiesen, besonders erkennen sie mit Dank, daß man ihm noch so viel Gunst bei seiner Beerdigung erzeiget, und wünschen allen, daß der allgemeine Vergelter aller Menschenliebe sie zeitlich und ewig belohne.«

Riesbeck war nicht verheiratet, seine Hinterlassenschaft wurde mit seiner verheirateten Schwester in Höchst geregelt, mit der er sicher bis zu seinem Ende in Verbindung stand, noch am 28. 9. 1784 war er Taufpate bei einem Sohn seiner Schwester geworden.

Wenn Riesbeck auch nicht zu den großen Schriftstellern des achtzehnten Jahrhunderts gezählt werden kann, so ist er doch als typischer Vertreter einer an Gegensätzen reichen Zeit eine der interessantesten Persönlichkeiten und verdient es nicht vergessen zu werden, am wenigsten in seiner Vaterstadt.

Riesbeck war geboren, als Rousseau die Discours sur l'origine et les fondements de inegalité herausbrachte, er war zwanzigjährig in die Welt gegangen, als Friedrich Nicolai für Geistesfreiheit und Toleranz Leben und Meinungen des Herrn Magisters Sebaldus Nothanker schrieb, er war gestorben im Todesjahr Friedrichs des Großen, drei Jahre vor der Französischen Revolution, ein Jahr vor Erscheinen des berühmten Werkes von Saint-Pierre Paul et Virginie, das aus dem Glauben an Rousseaus Naturparadies die Romantik einleitete. Und sieben Jahre nach seinem Tode erschien von dem Zürcher Johann Martin Usteri das bekannte Gesellschaftslied, "Freut euch des Lebens/ weil noch das Lämpchen glüht/pflücket die Rose—/ eh sie verblüht.«

Der geistige Brückenbogen, der sich über Riesbecks Leben spannte, sei mit diesen Hinweisen nur angedeutet. Sie enthalten, so glaube ich, einen versöhnlichen Gedanken.

12. Duodecimo Jang: Caplifalus est Graneiseus, Francisci Schnappberger enig, el Sarvoris, el ellaria ornal conjugi fility regilimes, levante Frenno Schintling , Joann's schintling ciery, My bealong felio, Foco Francisci Ku bel civiled Sartony ello qualini. 12. Eosem Taplizatus est Joannes Casparus, Melchionis Riesbeck civig, et lex bong of Catharina conjugit: filing, Equante casparo Ruppel ex Hinfeld, genilong oprificy sui p: tempoff servo. Alcino sho baplifalus est in semplo Ernestus, Jacobus philippus Godefriday, charifi - mi Dni loanni Jacobi Philippi Schenolera hujaky icloniografini jet Maria Claro filing, Sevante Brio Bonest Dicsenet cellary 8: W. Domina de Baalberg:

Auszug aus dem katholischen Taufregister von Höchst a. M.

one Dibertan, nel fryat Jana Frank frinvissen por filia

Auszug aus dem Sterberegister von Aarau/Schweiz

Am linken Rand der dritten Zeile von unten ist >Februar zu ergänzen. Riesbeck betreffen die beiden untersten Textzeilen mit der untersten Zahlenreihe, die so zu lesen ist: gestorben am 8. Februar, begraben am 12. im Alter von 33 Jahren.

#### Anmerkungen

- ¹ )Goethes Tagebücher, Sophienausgabe Bd. 1, S. 154. H. Böhlau, Weimar 1887
- <sup>2</sup> Als Schöpfer der künstlerischen Reisebeschreibung in deutscher Sprache hat der im gleichen Jahr wie Riesbeck geborene Georg Forster zu gelten. Aus der Fülle der vor Riesbecks Tode erschienenen Reisebeschreibungen seien nur genannt: Johann Georg Keyßler, >Neueste Reisen durch Deutschland, Böhmen, Ungarn, die Schweiz, Italien und Lothringen (Hannover 1751); Friedrich Nicolai, >Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781 (1783/96). Laurence Sternes >Empfindsame Reise (1786 erschienen und in ganz Europa gelesen, löste dann eine Flut von Reiseromanen aus.
- <sup>3</sup> ›Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland an seinen Bruder zu Parisk, Zürich 1783 (2. A. 1784). Riesbeck brachte dieses Werk anonym heraus, da er wegen seiner freimütigen Kritik an politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen befürchten mußte, dafür in irgendeinem deutschen Land zur Rechenschaft gezogen und eingekerkert zu werden, wie etwa Johann Jakob Moser oder Christian Friedrich Daniel Schubart.
- <sup>4</sup> Meusel, Das gelehrte Teutschland oder Lexikon der jetztlebenden teutschen Schriftsteller (XI, 335) gibt, auf Pezzl gestützt, 1749 als Geburtsjahr an, während die Allgemeine deutsche Biographie von 1889 (28. Bd., S. 575) und der Supplement-Band des >Historisch-biographischen Lexikons der Schweiz(, unter Hinweis auf ADB und Neue Zürcher Zeitunge 1931, Nr. 1594, das richtige Geburtsdatum nennen. Merkwürdig ist, daß die Geschichte der >Neuen Zürcher Zeitung (Leo Weisz, Die Redaktoren der Neuen Zürcher Zeitung bis zur Gründung des Bundesstaates. 1780-1848, S. 36. Zürich 1961) das Jahr 1750 als Geburtsjahr Riesbecks angibt. Diese Ansicht ist nicht vertretbar. Es gab in Höchst nur eine Familie Riesbeck und alle Kirchenbucheintragungen dieser Zeit stehen lückenlos zur Verfügung. Außer durch die Eintragung seiner Taufe ist Riesbeck noch viermal im Höchster katholischen Kirchenbuch als Taufpate nachweisbar: am 13. 11. 1759 bei Kaspar Schleiffer, am 27. 8. 1765 bei Kaspar Schindling, am 12. 4. 1768 bei Kaspar Weinreiter und am 28. 9. 1784 bei Kaspar Joseph Prina, einem Sohne seiner Schwester Maria Anna. Da Riesbeck zu dieser Zeit in Aarau weilte, vertrat ihn der Maler der Höchster Porzellanfabrik Joseph Angele.

Ich folge hier der Schreibweise Riesbeck, wie sie in der Taufeintragung steht. R. selbst schrieb sich Risbek; man findet seinen Namen auch Riesbek und Rysbeck geschrieben.

- <sup>5</sup> Der entsprechende Bericht Goethes im ›Königsleutnant‹ lautet: »So kam denn endlich, nach einer unruhigen Karwoche, 1759, der Karfreitag heran. Eine große Stille verkündigte den nahen Sturm. Uns Kindern war verboten, aus dem Hause zu gehen; der Vater hatte keine Ruhe und ging aus. Die Schlacht begann; ich stieg auf den obersten Boden, wo ich zwar die Gegend zu sehen verhindert war, aber den Donner der Kanonen und das Massenfeuer des kleinen Gewehrs recht gut vernehmen konnte.«
- <sup>6</sup> Kinder dieser Ehe: Anna Katharina, get. 25. 10. 1739; Maria Adelheid, get. 10. 12. 1740; Peter, get. 27. 11. 1742; Klara, get. 28. 2. 1745; Katharina, get. 3. 4. 1749; Maria Anna, get. 30. 3. 1751; Johann Kaspar get. 12. 1. 1754; Maria Barbara, get. 28. 1. 1756.
- <sup>7</sup> Der Antoniterkonvent war 1441 von Roßdorf, nördlich von Hanau a. M., nach Höchst a. M. übergesiedelt und hatte hier die Seelsorge, das Schulwesen und die Krankenpflege übernommen.

- <sup>8</sup> Magister F. Ch. Laukhards Leben und Schicksale von ihm selbst beschrieben. Ausgabe in zwei Bänden, Bd. 1, S. 50 ff., Stuttgart 1908; Ausgabe in einem Band, S. 41 ff., München 1912.
- <sup>9</sup> Von einem Fenster des >Karpfens< aus hatte Goethe 1771 oder 1772 zweimal das Höchster Schloß gezeichnet.
- Goethe war bei der Taufe nicht anwesend, ihn vertrat der Farbenlaborant der Höchster Porzellanfabrik Joseph Dissel. Die Eintragung lautet: »Secunda hujus [mense Decembri] baptizabatur Johannes Wolfgangus filius Igtmus Petri Antonii Melchior, Aulae Mognae, et fabricae porcellanae Statuarii, ac Mariae Barbarae conjugis. Levabat Josephus Dissel, ejusdem fabricae, nomine Johannis Wolfgangi Goethe, inclini legationis in Weymar Consiliarii.«
  Melchiors Vornamen wurden hier als Peter Anton statt richtig Johann Peter eingetragen.
- 11 Klinger, 1752 in Frankfurt a. M. geboren, hatte 1774 in Gießen die Rechte studiert und war 1775 mit einem Schlage durch das preisgekrönte Trauerspiel Die Zwillinger berühmt geworden. Sein Schauspiel Wirrwarre, 1776 herausgebracht und kurz darauf >Sturm und Drange genannt, hat seiner Epoche den Namen gegeben. — Lenz, 1751 in Seßwegen/Livland geboren, gehörte 1771 zu dem Straßburger Kreis um Salzmann, Goethe und Jung-Stilling und unterhielt nach Goethes Weggang von Straßburg ein leidenschaftliches Verhältnis zu Friderike Brion in Sesenheim. Das geliebte Mädchen besang er in Liedern, die lange Goethe zugeschrieben wurden. Von seinem ersten Stück Der Hofmeister oder Die Vorteile der Privaterziehunge (1774) sagte Hebbel, es enthalte Dinge, über die kein Mann hinwegkomme. Durch seine ungezügelte Art hat Lenz auch einigen Ärger und viel Aufregung in die Familie Sophie de la Roches getragen. — Leopold Wagner, 1747 in Straßburg geboren, war bei seinem dortigen Jurastudium mit Goethe bekannt geworden und 1774 nach Frankfurt übergesiedelt. Er wurde bekannt durch die Farce >Prometheus, Deukalion und die Rezensenten«, eine Verhöhnung der Kritiker des >Werther«, die wegen ihrer Ahnlichkeit zur Goetheschen scherzhaften Manier zunächst Goethe selbst zugeschrieben wurde, so daß dieser, da er Unannehmlichkeiten befürchtete, den wirklichen Verfasser nannte. Wagner ist auch der Autor des Trauerspiels Die Kindesmördering (1776). Klinger, Lenz und Wagner standen unter dem unmittelbaren Einfluß von Goethe und dessen erstem großen dramatischen Werk, das ihn zum Vorbild der damaligen Dichtergeneration machte, des 1771 vollendeten, aber erst 1773 durch einen Vorschuß Sophie de la Roches gedruckten Schauspiels Götz von Berlichingens.

<sup>12</sup> Alois Blumauer, Pezzls Freund, hat in einem ›Liebeserklärung eines Kraftgenies∢ betitelten Gedicht den Gefühlsüberschwang der damaligen jungen Dichtergeneration verspottet. Es lautet:

Ha! wie rudert meine ganze Seele Nun in der Empfindung Ozean? Laute Seufzer sprengen mir die Kehle, Die man auf zehn Meilen hören kann.

Gleich Kanonenkugeln rollen Thränen Aus den beiden Augenmörsern mir: Erd' und Himmel bebt bei meinem Stöhnen, Und ich brülle schluchzend — wie ein Stier.

Wetterstürme der Empfindung treiben Mich ost-, west- und süd- und nordenwärts: Meine Seele hat in mir kein Bleiben, Und es blitzt und donnert mir das Herz.

Ach! ich muß, ich muß im Sturm versinken! Rette mich, großmüth'ge Seele, doch! Ich beginne schon den Tod zu trinken, Sieh, mein Lebensnachen hat ein Loch!

(A. Blumauers sämmtliche Gedichte, Bd. 1, S. 87 f. München 1827.) Etwa dreißig Jahre später machte Eichendorff seinen Gefühlen gegen die Nachahmer in folgendem Trinkspruch Luft:

Auf das Wohlsein der Poeten, Die nicht schillern und nicht göthen, Durch die Welt in Lust und Nöten Segelnd frisch auf eignen Böten.

<sup>13</sup> a.a.O. Bd. 1, S. 86 (2. A., S. 74 f.)

<sup>16</sup> Im 63. Brief (a.a.O. Bd. 2, S. 396 ff.) beschreibt er seine Heimat und findet für seine Geburtsstadt folgenden schönen Satz: »Wir kamen durch das artige Städtchen Höchst, welches 2 Stunden von Frankfurt eine vortrefliche und sehr gesunde Lage hat.« Er kommt dann noch auf den Bolongaropalast und das bolongarische Handelsunternehmen sowie die Porzellanfabrik zu sprechen. Seine scharfe Verurteilung des Großkaufmanns Joseph Maria Markus Bolongaro ist durch weltanschauliche und wirtschaftspolitische Gegensätze getrübt. Zudem kann Riesbeck hier nicht verleugnen, daß er der Sohn eines Großunternehmen abholden Handwerksmeisters ist, wenn er schreibt: »Die Regierung von Maynz beging aber noch einen viel größeren Fehler bey der Aufnahme des Herrn Bolongaro, als die Stadt Frankfurt durch Vertreibung desselben. Millionärs sind, besonders für einen kleinen Staat, eben nicht allzeit Gewinn, und ein paar Dutzend Webstühle, die einige Bürger redlich nähren, sind allzeit mehr werth, als eben so viele Palläste von der Art des bolongarischen.«

Es ist bemerkenswert, wie stark die Beurteilung Bolongaros in der Höchster Bevölkerung auch heute noch durch diese ablehnende Haltung Riesbecks bestimmt ist.

<sup>17</sup> Nach schriftlicher und mündlicher Auskunft des Direktors der Theatersammlung der Osterreichischen Nationalbibliothek, Dr. Franz Hadamowsky, dem ich für seine Bemühungen zu danken habe, und nach eigenen Nachforschungen in Wien befindet sich dort keinerlei Material über Riesbeck.

Das >Theater am Kärntnertor« hatte zu dieser Zeit kein festes Ensemble, es konnte jeweils von einer der vielen reisenden Theatergesellschaften in Anspruch genommen werden. Darüber heißt es im >Taschenbuch des Wiener Theaters« (1. Jg., Wien 1777, S. 64 f.): »Von Seite des Hofes wird bey Übernahme der Nationalschaubühne durch die öffentlichen Blätter bekannt gemacht, daß das Theater nächst dem Kärntnerthor, jeder Gesellschaft, die sich bei der k.k. Nieder-Oesterreichischen Regierung darum melden würde, ohne dafür an irgend jemand das geringste bezahlen zu dürfen, überlassen werden solle.

Noverre machte sich diese Gelegenheit zu nutze, er versammelte die Tänzer-Gesellschaft, die, wie schon oben angemerkt worden, bey dem Bankerott des

<sup>&</sup>lt;sup>14</sup> a.a.O. Bd. 1, S. 87 (2. A., S. 75)

<sup>15</sup> a.a.O. Bd. 2, S. 74 ff. (2, A., S. 52 ff.)

Direktors obgedankt ward, und ließ sich mit Herrn Böhm, dem Prinzipal der Brünner-Gesellschaft, auf eine deutsche Operette in Unterhandlungen ein, sie wurden bald einig. Herr Böhm kam mit sieben Personen, und Noverre unterstützte seine Operette mit seinen vortrefflichen Balleten.«

Noverre und Böhm hatten das Theater am Kärntnertor vom 17. 4. bis 17. 6. 1776 inne. Danach erschien die kgl. preußische private Schauspiel-Gesellschaft Johann Christian Wasers mit vierzig Schauspielern aus Breslau. Auch eine italienische Operngesellschaft gastierte dort. Diese Verhältnisse machen es verständlich, daß bis heute keine Spur der Theatertätigkeit Riesbecks in Wien zu finden ist. Vielleicht fördert einmal die Durchsicht damaliger Zeitschriften und Zeitungen Kritiken mit Namensnennung Riesbecks zutage.

<sup>18</sup> Professor Dr. Paul Stöcklein, Frankfurt a. M., verdanke ich den Hinweis auf A. Blumauers >Epistel an meinen Freund Pezzl∢, in der Riesbecks Schilderung der Gegend von Salzburg in witziger Weise als übertrieben abgetan wird. Die umfangreiche >Epistel∢ wurde »von Gastein im Salzburgischen« abgeschickt und lautet in der vorletzten Strophe wie folgt:

Im Bade selbst kann unser Leben Dir ein frappantes Bild vom Himmel geben: Denn, Freund, so wie im Himmelreich, Ist hier ein Tag dem andern völlig gleich. Man badet, ißt und legt sich nieder, Man ißt und schläft und badet wieder, Und so schleicht jeder Tag dahin. Die Unterhaltung mit den Badegästen Sieht mager aus; denn aus den allerbesten Ist nicht einmal ein Ridikül zu ziehen. Ein läppisch Thier von einem Bader Läßt manchesmal wohl unsern Witz zur Ader, Doch von der dicken Haut, die ihm der Himmel gab, Prallt von zehn Bolzen stets die Hälfte ab. Kurz, Freund, was Riesbeck auch von diesen Bergen schwärmte\*, Es zeigt in diesem weiten Grab Sich keine Seele dir, die leuchtet', oder wärmte. Ja selbst dein Zwillingsbrüderchen, Faustin, käm er in diese Gegenden, Erführe bald — in diesen öden Gauen, In dieser unfruchtbaren Welt von Stein, Und bev so kargem Sonnenschein Sev wenig Menschenglück zu bauen, Und predigte dann statt Philosophie Hier höchstens — Mineralogie.

<sup>\*</sup> Briefe eines reisenden Franzosen. Erster Theil. 15 te Brief.

<sup>(&</sup>gt;A. Blumauers sämmtliche Gedichte<, München 1827, 3. Bd., S. 25 ff. und A. >Blumauers Sämmtliche Werke<, Leipzig o. J., 2. Bd., S. 77 f.)

<sup>&</sup>lt;sup>19</sup> Rudolf Asmus, >Georg Michael de la Roche. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung«. J. Lang, Karlsruhe 1899.

<sup>20</sup> Siehe Anmerkung 4

<sup>&</sup>lt;sup>21</sup> Ich halte es auch für möglich, daß Johann Heinrich Landolt, der Sohn des 1780 verstorbenen Bürgermeisters von Zürich, Kenntnis von den Briefen eines reisen-

den Franzosena erhielt und sich dadurch zu seiner über vierjährigen Reise — einschließlich eines dreisemestrigen Studiums in Halle — anregen ließ. Landolt trat seine Wanderfahrt am 26. 8. 1782 in eigenem Reisewagen mit Begleitung und versehen mit Empfehlungsschreiben — darunter von Lavater — an und kehrte am 29. 9. 1786 zurück. Seine Eindrücke und Erlebnisse legte er in einer Niederschrift mit dem Titel: >Tagebuch auf einer Reise durch Deutschland, Dänemark, die Niederlande, Frankreich, Italien und Hungarna fest. Sie wurde meines Wissens nie vollständig abgedruckt. Die >Neujahrsblättera der Historischen Kommission der Provinz Sachsen brachten 1892 (Nr. 16) einen Auszug des Reisetagebuches aus den Jahren 1782—1784. Die gesamte Originalhandschrift in 12 Bänden soll sich nach Auskunft des Stadtarchivs Zürich noch bei Nachkommen Landolts befinden.

<sup>22</sup> Siehe >Das geistige Zürich im 18. Jahrhundert. Texte und Dokumente von Gotthard Heidegger bis Heinrich Pestalozzi. Hrsg. von Max Wehrli. Atlantis-Verlag, Zürich 1943.

Siehe auch Hans Kohn, Die Idee des Nationalismus, S. 353 ff., S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 1962.

23 Darüber lesen wir in der Jubiläumsschrift >150 Jahre Neue Zürcher Zeitung (1780—1930∢ (S. 12), die Riesbeck den »geistigen Schöpfer« der >Zürcher Zeitung∢ nennt: »Risbek konnte sich in Zürich auf die Dauer nicht wohlfühlen, er war an allen Ecken und Enden gehemmt. Wiederholt geriet er auch mit der Zensurbehörde in Kollision und ım Jahre 1782 häuften sich schon die Anstände. Insbesondere Frankreich ließ wiederholt gegen die despektierlichen Berichte der >Zürcher Zeitung∢ protestieren, die es sich z. B. erlaubte, beim Besuch des russischen Großfürsten bei der Herzogin von Chartres zu schreiben: >Da es aber hier in der großen Welt bekanntlich bis gegen Mittag Nacht ist, so mußte ihn die Frau Herzogin im Bette empfangen und dergleichen mehr.∢«

<sup>24</sup> In einem Brief-Gedicht vom September 1800 schrieb der englische Dichter William Blake an den Bildhauer Flaxman: »Als es Flaxman nach Italien zog, ward mir Füßli für eine Weile gegeben, / Und jetzt gab Flaxman mir Hailey, seinen Freund zum Freunde, das ist mein Los auf Erden.«

<sup>25</sup> [Pezzl, Johann J.] Biographisches Denkmal Riesbeck's, Verfasser der Briefe eines reisenden Franzosen und anderer Schriften. S. 39 ff. Kempten 1786.

 $^{26}$  Herrn Oberstudienrat Wilhelm Mechler, Kehl a. Rh., fühle ich mich für die Übersendung der gewünschten Fotokopien aus dem <code>>Oberrheinischen</code> Hinkenden Bothen zu Dank verpflichtet.

<sup>27</sup> Herrn Stadtarchivar Dr. Boner, Aarau, der mir die Eintragungen zugänglich machte, möchte ich an dieser Stelle danken.

<sup>28</sup> Siehe Anmerkung 19

<sup>29</sup> Diese Geschichte, von Wieland berichtet, von K. A. Böttiger übermittelt und von R. Asmus (S. Anm. 19) wiedergegeben, lautet folgendermaßen: Bei einer Kinder-Weihnachtsbescherung durch den Reichsgrafen Anton Friedrich von Stadion in Tauberbischofsheim fand dieser an den klugen Antworten des fünfjährigen Georg Michael Franck so viel Gefallen, daß er dem Kleinen sagte, er solle ihn bald wieder einmal besuchen. Georg Michael erschien, wegen der Kälte mit einer Nachtjacke seiner Mutter angetan, bereits am kommenden Morgen und wurde, als er sich nicht abweisen ließ, schließlich in das gräfliche Schlafzimmer geführt. Herr von Stadion, gerührt von der Anhänglichkeit des frühen Besuchers sagte: »Junge, diese Liebe will ich dir gedenken«, hob ihn ins Bett zwischen sich und

seine Gemahlin, überredete am gleichen Tage dessen Mutter, ihm den Jungen zu überlassen und übernahm selbst Erziehung und Ausbildung.

<sup>30</sup> Es ist bezeichnend, daß der dritte Band der ›Briefe über das Mönchswesen›, der einzige, der sich in der Stadtbibliothek Frankfurt befindet, zwei alte Besitzstempel aufweist: »Stab des Stellvertreters des Führers. Sonderbücherei« und »Partei-Kanzlei. Sonderbücherei«. Daß sich die Nazis Riesbeckscher Waffen in ihrem Kampfe gegen die Kirche bedienten, ist ein nicht gerade erhebender Gedanke, der nur durch die Gewißheit gemildert wird, daß der freiheitlich gesinnte Riesbeck mit der Plünderung seiner Rüstkammer zu diesem Zwecke sicher nicht einverstanden gewesen wäre.

<sup>31</sup> Auf die Sucht vieler Reisender seiner Zeit anspielend, in unberührter Natur natürliche Menschen zu finden, schrieb Riesbeck in den Briefen eines reisenden Franzosen (Bd. 1, S. 206): »Ich finde Menschen, an denen sich mein Herz wärmen kann, überall, und habe nicht nöthig, mit unseren neueren Rittern in die Thäler von Piemont, Savoyen und die Schweiz zu laufen, um Menschen zu suchen.«

32 a.a.O. S. 50 ff.

#### **Bildnachweis**

Porträt von unbekannter Hand mit der wahrscheinlich eigenhändigen Unterschrift »Risbek« aus: Leo Weisz, Die Redaktoren der Neuen Zürcher Zeitung bis zur Gründung des Bundesstaates 1780—1845. Zürich 1961.

Etwas verkleinerte Wiedergabe der Titelseite der ersten Nummer der Zürcher Zeitung vom 12. Januar 1780 aus: 150 Jahre Neue Zürcher Zeitung 1780—1930. Jubiläumsschrift. Zürich 1930. Der Postreiter auf der Titelseite erfuhr jeweils bei Übernahme der Zeitung durch eine neue Redaktion kleine Veränderungen.

Der Redaktion der Neuen Zürcher Zeitunge und Professor Leo Weisz sei für die Reproduktionsgenehmigung von Porträt und erster Zeitungsseite herzlich gedankt.

Titelseite der →Briefe eines reisenden Franzosen∢ der 1. Auflage. Im Besitz des Verfassers.

Titelseite von Johann Pezzl, Biographisches Denkmal Risbeck's. Aus der Kantonsbibliothek Aarau.

Auszug aus dem Taufregister der katholischen Kirchengemeinde Frankfurt a.M.-Höchst.

Auszug aus dem Sterberegister der Gemeinde Aarau/Schweiz.

### VEREIN FÜR GESCHICHTE UND ALTERTUMSKUNDE E.V.

#### 623 FFM.-HOCHST

KARL-KONIG-WEG 31

EHRENVORSITZENDE:

Else v. Meister, Ffm.-Sindlingen

EHRENMITGLIEDER:

Werner Brück sen., Ffm.-Höchst

Dr. med. dent. Richard Pauly, Ffm.-Höchst

Georg Schäfer, Ffm.-Höchst

VORSTAND:

1. Vorsitzender: Heinrich Pleines, Ffm.-Höchst, Karl-König-Weg 31 2. Vorsitzender: Dr. Albert Funke, Ffm.-Höchst, Paul-Schwerin-Str. 5 Schriftführer: Dietrich v. Busekist, Ffm.-Höchst, Liederbacher Str. 13 Schatzmeister: Fritz Kiefer, Ffm.-Höchst, Zuckschwerdtstr. 40 1. Kustos: Rudolf Schäfer, Ffm.-Höchst, Leverkuser Str. 17 2. Kustos: Werner Brück, jun., Ffm.-Höchst, Bachstelzenweg 13

BEISITZER:

Josef Bauer, Karl Brück, Dolf v. Brüning, Artur Burk,

Heinz Knoth, Karl Knüttel

Bücherwart:

Margrit Dragendorf

Archiv und Bücherei:

Ffm.-Höchst, Bolongarostr. 139 (ehemaliges Antoniterkloster)

Museum:

Schloßplatz 13 (Zollturm). Geöffnet: April — September sonn- u. feiertags von 11—12 Uhr

Zur Benutzung des Archivs wende man sich an den 1. Kustos (Tel. 31 27 97), zur Einsicht in die Bücherei und zur Ausleihe von Büchern an den Bücherwart. Besichtigungen des Museums außerhalb der Offnungszeiten, besonders durch Gruppen oder Schulklassen, vermittelt der 2. Kustos. (Tel. 31 21 66) Druck: Joh. Wagner & Söhne KG, Frankfurt a. M.-Höchst, Kasinostraße 22